

Die faissten Böckh von Conters

Autor(en): **Ribi, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die faßten Böckh von Conters

von Hilde Ribli

Der possierliche Ausdruck stammt, dies sei vorweggenommen, aus Nicolin Sererhards «Delineation». Wie schade, daß über diesen originellen Bündner Chronisten und Pfarrherrn von Seewis bislang nur so wenige handfeste Daten und biographische Fakten ermittelt werden konnten. Ins Bewußtsein der Öffentlichkeit ist sein Name ohnehin erst 1872 gedrungen, ganze hundertsiebzehn Jahre nach seinem Tode. Und hätte der denkwürdige Mann nicht im Jahre 1742, auf Ansinnen des eminenten gelehrten Zürchers Hans Jakob Leu, freudig angeregt zur Feder gegriffen und in anscheinend erstaunlich kurzer Zeit seine «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden —» zu Papier gebracht, so wäre sein Name ohnehin in der Nacht der Zeiten auf immer verschollen. — Leu, ein glanzvoller Schüler des 1733 verstorbenen Arztes und Naturforschers Johann Jakob Scheuchzer, arbeitete in jenen Jahren an einem anspruchsvollen topographisch-historischen Nachschlagewerk, das sich in der Folge zu einem großartigen, 20 Bände starken Kompendium entwickeln sollte, dem 1747 bis 1765 in Zürich erschienenen «Allgemeinen helvetischen eidgenössischen Lexikon», einem Standardwerk, das nachmals für Generationen von Geistesarbeitern unentbehrlich werden sollte. Leu war in seiner Vaterstadt hochgeachtet und ist 1759 sogar zur Würde des Bürgermeisters emporgestiegen. Zuhanden seines Werks hat er sich, wie's früher allgemein Brauch gewesen, durch angelegentliche Umfragen in allen Landesteilen in den Besitz der ihm notwendigen Informationen zu bringen versucht, und so habe sich in seinem Hause, heißt es, im Laufe der Zeit ein wahrhaft enormes Quellenmaterial angesammelt. — Er war übrigens so gut wie auf den Tag genau gleich alt wie unser Nikolaus Serer-

hard: der Bündner kam am 25., der Zürcher am 26. Januar 1689 zur Welt. Es besteht sehr wohl die Möglichkeit, daß sie einander zu Jünglingszeiten persönlich kennengelernt haben. Leu, Sohn eines Zürcher Landvogts, studierte in den Jahren 1707 und 1708 in Marburg und kehrte dann heim in seine Vaterstadt; 1707 aber war daselbst vom Prättigau her der junge Sererhard, eines der vielen Kinder des angesehenen Pfarrherrn von Küblis, eingetroffen, um Theologie zu studieren, und man nimmt an, er sei da an die zwei Jahre geblieben. Er mag ein strebsamer und pfliffiger Bursche gewesen sein, begabt, lernbegierig und ein guter Lateiner. Die Stadt war klein und die Studenten angesehen. Es ist jedenfalls nicht von der Hand zu weisen, daß die beiden aufgeweckten Jünglinge einander damals in ganz zwangloser Weise kennen und schätzen gelernt haben. Wie sonst wäre Hans Leu später, auf der Suche nach tüchtigen Bündner Gewährsmännern, auf Nicolin Sererhard verfallen? — Denn ihn und keinen andern hat er zweifellos gebeten, ihm allerlei Nachrichten aus seiner engeren Heimat zukommen zu lassen.

Hier mag daran erinnert sein, daß Ulrich Campells «Raetiae alpestris topographica descriptio» und seine «Historia Raetica» seinerzeit in ähnlicher Weise, nämlich ebenfalls auf Bestellung entstanden sind. 1571 faßten ein paar gelehrte Männer in Zürich den Entschluß, die 1547 in einer prachtvollen Ausgabe bei Froschauer erschienene Chronik des Johann Stumpf («Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronik wirdiger thaaten beschreybung») neu bearbeitet, erweitert und durchgängig in lateinischer Sprache, ein übriges Mal herauszubringen. Zuhanden eben dieser geplanten Neuausgabe hat Campell zu Süs im Unter-

engadin seine Schriften verfaßt, und zwar hat Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis, ihn darum gebeten, denn er war es, der die Redaktion dieses bedeutenden Unterfangens übernommen hatte; doch 1575 starb Bullinger, und das Projekt kam nicht zur Ausführung. Die zum Teil höchst gewichtigen Beiträge, welche daraufhin bereits im Manuskript vorlagen – nicht nur Campells Arbeiten, sondern auch zum Beispiel die von Gilg Tschudi – blieben ungenutzt liegen oder gelangten, wenn überhaupt, erst nach Jahrhunderten zum Druck. So erging's Campell, so ist's sehr viel später auch Sererhards Opus ergangen, wenn auch aus anderen Gründen. Sererhards Werk fand als Ganzes keine Gnade. Zu treuherzig, zu unwissenschaftlich, zu pietistisch, zu zeitverfangen, zuviel Curiosa, zu wenig Substanz. Sein Manuskript – zum mindestens darf mit guten Gründen angenommen werden, daß es sich dabei wirklich um seine persönliche Niederschrift und nicht um irgendwelche Kopie handelt – geriet mit anderem Material aus Leus Nachlaß seinerzeit auf die Zürcher Zentral-Bibliothek, und dort liegt es noch heute, ein Werk in drei Teilen – «Der Obere oder Graue Bund», «Der Gottshausbund», «Der Bund der Zehn Gerichte» – zu deren jedem Hans Leu eigenhändig ein Register erstellt hat. – Der das stattliche Manuskript vor nicht allzulanger Zeit gründlich und sachkundig durchmusterte, ist Prof. Dr. Oscar Vasella, Hochschullehrer zu Fribourg, gewesen, der mitten im Zweiten Weltkrieg Sererhards vergnüglichen Text zur innigen Genugtuung vieler Geschichtsfreunde erstmals vollständig publiziert hat, geborgen in einem ansehnlichen, wohlkommentierten Bande, der 1944 im Verlag Manatschal Ebner in Chur erschienen ist. Das Verdienst aber, das Werk aus dem Staub der Jahrhunderte seinerzeit überhaupt ans Licht gezogen zu haben – in einer freilich, wie Professor Vasella erkennen mußte, einigermaßen lückenhaften Erstausgabe, gebührt Conradin von Mohr (1819–1886), einem Churer Advokaten, und gleich seinem Vater Theodor von Mohr, hochverdienten Mann: die beiden haben tief

im letzten Jahrhundert zu Chur eine Druckreihe mit dem Titel «Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden» ins Leben gerufen, in welcher sie durch Jahrzehnte hin wichtige Arbeiten von Bündner Chronisten publizierten; da erschienen denn zunächst als Band 1 und 2 allen voran Ulrich Campells über 800 Seiten umfassende, wie schon erwähnt, tief im 16. Jahrhundert verfaßte Bücher rätischer Geschichte, «nach dem ungedruckten lateinischen Manuskripte deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Conradin v. Mohr. Chur: G. u. L. Hitz 1849 (–54)». – Als 8. Veröffentlichung bündnerischer Geschichtsschreiber aber erschien, betreut von Conradin von Moor (hier aus irgendwelchem Grund mit zwei o statt mit h geschrieben), im Jahre 1872 Nicolaus Sererhards «Einfalte Delineation aller Gemeinden dreien Bünden».

Sererhards gemütsvolle Niederschrift, wir sagten es schon, vermochte den zielstrebigem Lexikographen Hans Leu (er bemühte sich später auch um die Vereinheitlichung des schweizerischen Münzwesens und war Mitbegründer der sog. staatlichen Zinskommission, aus welcher nachmals die bekannte Zürcher Bank Leu & Co. AG hervorging) nicht zu befriedigen. Des Pfarrers von Seewis Schilderungen waren ihm wohl zu romantisch, zu ausladend, zu ungenau. Daß Sererhard sich viele seiner Angaben und Exkurse nicht aus den Fingern saugen konnte, ist klar. Er schöpfte erwiesenermaßen fleißig aus alten Quellen, aus Johann Guler von Weinecks «Raetia» (Raetia: Das ist, Ausführliche vnd wahrhaffte Beschreibung der dreyen Loblichen Grawen Bündten vnd anderer Retischen völker –) einem Werk, das schon 1616 in Zürich erschienen war, und aus der «Rhetischen Cronica» des Fortunat Sprecher von Berneck, Chur 1672, Bücher, welche ganz gewiß in seiner Pfarrstube zu Seewis oder aber dort im Salis-Hause gestanden haben. – Oscar Vasella hat Leus Helvetisches Lexicon seinerzeit stichwortartig nach bündnerischen Belangen durchgesehen und stellte fest, «daß zwar manche Wendungen in einzelnen Stellen

mit der ‚Delineation‘ übereinstimmen und auf Sererhards Autorschaft beruhen dürften, im übrigen jedoch Leu sich just auf dieselben chronikalischen Werke, vornehmlich Sprechers und Gulers, beruft, die Sererhard selbst weitgehend als Vorlage benützte». So dürfte es denn schwer halten, fährt er fort, auf diesem Wege das Ausmaß der Mitarbeit Sererhards an dem vornehmen Zürcher Nachschlagewerk zu bestimmen, um so mehr als Leu ohnehin auf sorgfältigere und gelehrtere Arbeit habe bedacht sein müssen. «Es überrascht daher auch nicht, daß Sererhard, als er sein Werk in Zürich zur Einsicht unterbreitete, nicht eitel Anerkennung fand. . .» Womit wir denn wiederum bei Sererhards anscheinendem Ungenügen angelangt wären. Darauf gilt es nun noch etwas näher einzugehen und mählich auch hinsichtlich der provozierenden Überschrift dieser Skizze das Visier zu lüften. Wir werden freilich in diesem kleinen Exkurs nichts eben sehr Wesentliches zutage fördern; wir haben nicht auf Bibliotheken herumgestöbert und haben keine neuen Fakten anzubieten, höchstens diese und jene Vermutung. Wir folgen mit diesen Ausführungen Vasellas Spuren und unserer eigenen Kombinationslust. Dazu erscheint vonnöten, daß wir hier vorerst einmal mit Bedacht den ganzen wortreichen Titel von Sererhards Werk hierher setzen. Folgendermaßen lautet er:

«Einfalte Delineation aller Gemeinden
gemeiner dreyen Bünden
nach der Ordnung der Hochgerichten eines
jeden Bunds, ihren Nammen, Nachbarschaff-
ten, Höfen, Situationen, Landsart, Religion
und Landsprach nach kurz entworfen,
Samt beygefügt etwelchen merkwürdigen
Begebenheiten auch Seltsamkeiten der natur
verfaßt durch einen Liebhaber
guter Freunden
Nicolin Sererhard
einem Bundsmann
beschrieben im Prettigeu auf Seewis
des Loblichen X Gerichten Bunds
im Jahr unsers Heils 1742»

Daraus erhellt unmißverständlich, daß der Verfasser in seinem abgelegenen Kirchdorf am Fuße der Schesaplana sich mit seinem Werk, abgesehen von Hans Leu, dem Auftraggeber, auch andern Bekannten manierlich in Erinnerung hat rufen wollen, ein paar Amtskollegen vielleicht, Studiengenossen von einst, wichtigen Vorgesetzten und gewiß auch den Edlen von Salis, deren Wohlhollen er sich stets hat erfreuen dürfen. In Vasellas einzig uns zur Verfügung stehender Edition findet man jedenfalls ein seinem Werk angefügtes Postskriptum vor, dem zu entnehmen ist, er habe seine Schrift — welche er vermutlich mit fast rauschhaftem Elan in wenigen Wochen oder Monaten zu Papier gebracht hat — ein paar «guten Freunden» zur Begutachtung vorgelegt, und da habe denn freilich einer von ihnen ihm ganz gehörig am Zeug geflickt, habe es ihm schwer angekreidet, daß er diskreditierende «Lapalia» in sein Werk habe einfließen lassen, wie zum Beispiel die Sache mit den Conterser Böcken und dem Nadel-Micheli —, worauf dann unser Sererhard sich beflissen darauf herausgeredet hat, er habe dieses Werk ja lediglich «einem guten Freund zu gefallen pro memoria einer bündnerischen Topographiae und etlicher Lands Curiositaeten» niedergeschrieben, und ihn dünke nun einmal durchaus nicht, daß die beanstandeten Passagen seiner Abhandlung schlecht anstünden. «Der Namme der Böcken werde in Zürich niemand so gräßlich vorkommen —», überhaupt, den habe man vorzeiten im Alten Zürichkrieg eigens einem Trupp der tapfersten Männer beigelegt, und dann fährt er merklich verärgert und einigermaßen deplaziert fort, falls die Kunst, seine «beschriebene Böckh wol zu praepariren, von den Frawen erlernet wurde, könnte vielleicht manchem Mann oder seinem Maul dadurch gedienet werden, und die Weiber mit ordentlicher Praeparation derselben sich bey den Männern beliebt machen —». Kurz und gut, lieber Leser, bei den geheimnisvollen Kunterser-Böckh handelt es sich schlicht und einfach um ein Backrezept, und seinem humorlosen Kritikaster — vielleicht waren’s auch mehrere

— hat er's drastisch weismachen wollen, daß derlei im Leben schließlich nicht zu verachten sei und daß die Liebe durch den Magen gehe. Doch hat man ihm solche Einwände anscheinend nicht gelten lassen und hat ihn so weit kirre gemacht, daß er schließlich zögernd derlei Abschweifungen und Einsprengsel in seinem Werk, Marginalien, wohlverstanden, die heute unser ganzes Entzücken ausmachen, selber als «Nichtigkeiten und einfältige Possen» apostrophierte. Er hat sogar vorgegeben, sie aus seinem Werk ausmerzen zu wollen, gibt dann aber zu bedenken, seine ganze Arbeit sei leider schon durchpaginiert, und so müßte er denn notgedrungen auf Streichungen verzichten, hoffend, «der großgünstige geneigte Leser» werde «die Intention des Schreibers, welche gut gewesen», trotzdem nicht verkennen; er habe sich redlich um Wahrhaftigkeit bemüht, habe nichts erdichtet, und der hochgeneigte Leser möge — bedenkend «in wie kurzer Zeit dieses Werk verfertiget und geschrieben worden — die viel hundert Mängel gütigst der fliegenden Feder zuschreiben»; es seien diese Texte gutwillig, aber unvollkommen «zwischen vielfältigen Amts- und Haus-Geschäften eylfertigst für gute Freund und Patronen zusammengeraspelt worden», und die würden hoffentlich seinen guten Willen nicht verkennen; Registratur und Ausbeutung vollends müsse er aus Zeitmangel «dem rechtmäßigen Besitzer dieses Werkleins» (womit selbstverständlich Hans Leu gemeint ist) nach Gutdünken überlassen.

Was immer er schreibt, es dringt allüberall dieses Mannes launig kurzweilige Herzsprache durch. Wie gerne hätte Stumpf seine Schreibart solchermaßen textgetreu überliefert gewußt, wie man sie in unserem Jahrhundert Sererhards Schilderungen hat angedeihen lassen. Als sein großartiges kulturgeographisches Geschichtswerk endlich in Druck ging, hat er geradezu flehentlich darum gebeten, man möge ihm seine alemannische Ausdrucksweise belassen. In der zweiten Vorrede seiner Chronik gab er eindrucklich zu bedenken: «Hie aber will ich mencklichen, dem dies buch zukompt, zum höchsten gebeten und ver-

mahnet haben, daß er hierinn keine cantzleyische art oder zierd des wohlredens von mir ungeübten und kleinverständigen wölle verhoffen, sondern sich meine einfältigen und landlichen red gütigklich vergnügen, allein uff die treuw und wohlmeinung sehen und an angelegter arbeit für gut haben.» Aber seine kernige Sprache hat man ihm aus kaufmännischen Erwägungen nicht belassen; der urwüchsige Text wurde ohne Federlesen in der Offizin Froschauer «in die neuhochdeutsche Sprache nach dem Vorbilde der kaiserlichen und sächsischen Kanzlei» umgebogen. Man rechnete mit einem namhaften Absatz im Ausland und hat das Buch ausgestattet mit einer geradezu überwältigenden Menge von topographisch hervorragend wiedergegebenen Illustrationen: 985 Porträts und Münzbildern, 56 Städteansichten, 795 Kriegsszenen und kulturhistorischen Darstellungen, 45 erstmals veröffentlichten römischen Inschriften, 67 Naturbildern, 1945 Wappen und Pannern und 23 Landkarten. Das großartige Werk hat im Spätherbst 1547 zu erscheinen begonnen. Klein und unscheinbar muten daneben unseres Herrn Nicolins Bemühungen an, und die kaiserlich-sächsische Kanzleisprache ist ihm nicht angetan worden. Irgendwie bezeichnend erscheint es auch, daß er sie mit dem Diminutiv Nicolin unterzeichnet hat. Dreiundfünfzig Jahre war er immerhin alt, als die Einladung an ihn erging, sein Opus zu fertigen. Es war für ihn ganz gewiß eine höchst ehrenvolle Aufforderung. Sie muß ihm sehr geschmeichelt haben. Mit vielen lateinischen Brocken hat er sie geschmälzt, hat sich auf seine offensichtliche Sprachbegabung und seine Fähigkeit zu anschaulicher Schilderung wohl immer schon einiges zugute getan. Als er sich mit 27 Jahren um die Pfarrstelle in Seewis bewarb — zuvor hat er sechs Jahre lang zu Malix und Churwalden geamtet —, da lag ihm sehr daran, dem dortigen Schloßherrn zu bedeuten, er sei pädagogisch nicht ungeschickt und werde sehr wohl in der Lage sein, neben seinen geistlichen Obliegenheiten auch dessen adelige Sprößlinge gebührend zu fördern und zu unterrichten. «... Getraue

mir auch (ohne Ruhm zu reden) zu lateinischer Institution so tüchtig zu sein als irgend ein anderer unter den Jungen», hat er in seinem Bewerbungsschreiben vom 29. März 1716 mit einiger Selbstgefälligkeit gemeldet, und «der wohledelebohrne Hr. Vicari Hercules de Salis» hat daraufhin tatkräftig mitgeholfen, dem jungen Malixer Pfarrer zu seinem auch von andern Kandidaten begehrten Posten zu verhelfen. Er hauste hochmögend mit den Seinen auf seinem geräumigen zweitürmigen Herrensitz zu Seewis, mitten — wie Sererhard es später in seiner «Delineation» meldet — in einem großen Baumgarten, ist treulich des Ortsgeistlichen Gönner geblieben und ist sehr wohl möglich einer derjenigen gewesen, denen späterhin der Herr Pfarrer seine für Zürich bestimmte Schrift zuallererst unterbreitet hat. Vielleicht ist er's, der weltläufige Aristokrat, gewesen, der fand, die Sache mit dem Backrezept gehöre denn doch keinesfalls in eine ernstzunehmende Landeskunde und die mit dem Nadel-Micheli, und anderes noch, auch nicht. — Letzterer übrigens — damit man die Färbung der Rüge ermesse, sei der Casus kurz mitgeteilt — sei ein Nähnadeln-Hausierer gewesen, seines Zeichens «ein vertriebener Franzoss, ein curiöser liebsamer Kerl — aber im Hirn etwas verurket»; der habe einmal oberhalb St. Luzi am Weglein nach Maladers den dort in jener Felsenkapelle postierten Heiligen durchaus mit Birnen füttern wollen, und als der, selbst auf dringliche Bitten hin, durchaus nicht habe parieren wollen, da habe er ihn endlich erbittert mit seinem «zächen Stecken» zusammengeschlagen. — Solches habe ihm zu Chur bei einem Trunk der mittlerweile mit Tod abgegangene «Herr Profosor Davatz» der Ältere einstens erzählt.

Was nun aber «die faissten Böckh von Kunters» anbelangt, so sei hierzu folgendes vorausgeschickt: Nicolin Sererhard ward, als er noch zu Malix amtete, von seinem eigenen Vater im idyllisch spätgotischen Kirchlein von Conters mit Anna Hatz, einer dort ansässigen, anscheinend gutsituierten Bauerntochter vermählt. Der Kübliser Pfarrer, der

auch den Kirchendienst zu Conters zu versehen hatte, mag diese Ehe tatkräftig gefördert haben. Die Braut war gut fünf Jahre älter als er. Nachdem das Paar sich ein paar Jahre später in Seewis etabliert hatte, wurde ihm ein Knäblein geboren, dem Herkules von Salis Pate gestanden haben soll. Ob vordem schon Kinder da waren, ob diesem Kleinen mit Namen Peter weitere Geschwister folgten, wir wissen es nicht. Auch über unseres Chronisten fürderes Dasein hat Professor Vasella nur dürftige Angaben beizubringen vermocht; er habe mit 65 Jahren sein geistliches Amt quittiert und sei im Jahre darauf, 1755, gestorben. Ob damals seine Frau noch lebte, was aus besagtem Peter und allenfalls weiteren Nachkommen geworden ist, niemand weiß anscheinend darüber Bescheid. Es darf jedenfalls angenommen werden, daß Nicolin und Anna eine gute Ehe geführt haben. Vor allem scheint sie eine nährkräftige, ihrem Eheherrn wohlgefällende Küche geführt zu haben. Seiner Frau Backrezept jedenfalls gibt er mit solch betulicher Umständlichkeit wieder, daß man daraus schließen kann, er habe sich für leibliche Genüsse nicht wenig interessiert. In Vasellas Buchausgabe der «Delineation» nimmt die Sache gut und gern zwei Druckseiten ein. Dort ist sie in Sererhards köstlichem, von etlichem Latein durchsetzten Wortlaut nachzulesen auf den Seiten 174 bis 176. Wir aber wollen sie hier mit Maßen in die Sprache unserer Kochbücher übertragen präsentieren, in der Hoffnung, das Rezept — man darf es wohl ruhig ins 17. Jahrhundert zurückdatieren, denn Frau Anna brachte es aus ihrem Elternhause mit — finde Anklang und werde bald wieder in mancher Bündner Küche und auch anderswo seinen Einzug finden, eine Leckerei denn also aus Conters im Prättigau, im Parsennggebiet gelegen, am linksseitigen Talhang oberhalb der Landquart. Sererhard war das Dörflein seit Kindertagen lieb und wohlbekannt. In seinem Buche schildert er es als «ein wohlhabendes gutes Gemeindlin», in dessen Häusern man sich selbst, und auch Fremden bisweilen Gutes zu tun pflege mit einer dorfeigenen Rarität,

fäisste Böckh geheißten von den Einheimischen, Kunterser Böckh von den Auswärtigen. Kuriositätshalber wolle er mitteilen, «wie man in unserem Ländlein Böckhe, die nicht stincken, machen könne»:

1. Nehmt zuerst eine gute halbe Maß süße, frische, ganze Kuhmilch, deren Rahm Ihr nicht abgenommen.
2. Klopft drei frische Eyer und wenn sie gehörig geklopft oder gefreusslet sind (das mag heißen: schaumig geschlagen), so giesst sie in die Milch und rührt das Ganze tüchtig untereinander.
3. Nehmt vom zartesten feinsten Kernemehl und macht in der mit den drei Eyern temperierten Milch einen Teig in der Dicke, dass man ihn noch umrühren kann. Gebt kein Wasser dazu.
4. Hernach nehmt drei andere frische Eyer, klopft und freusslet sie auch und giesst und rührt sie in den Teig; er soll davon so dünn werden, daß er von der hochgehobenen Kelle sanftiglich abrinnen oder doch schnell herabtropfen mag, «also dass ein Tropff den andern gleichsam ereile. Sollte aber der Teig noch nicht zu einer solchen Dünne gebracht sein, müsste man noch ein oder zwei Eyer klopfen und unter den Teig mischen, biss er wie besagt sanftiglich herab rinnen mag von der Kellen».
5. Darauf nehmt eine mäßig grosse Pfanne, stellt sie ob das Feuer und füllt sie bis zur Hälfte oder ein wenig darüber mit eingesottener Butter; die nennt man hier bei uns Schmalz. Lasset sie heiss werden. Drauf nehmt einen silbernen Löffel voll Teig und streicht ihn mit dem Finger oder einem löffelartig ausgekehnten Holz in die heiße Butter, und zwar so, daß er nicht zerfließt, sondern zusammenbleibt.
6. Dieses in die heisse Butter eingelassene Teigknöllelein lasst darin braten, bis es auf allen Seiten schön braungelb gebacken ist. Hiezu gebraucht einen eisernen Fleischspiess und wendet das Knöllelein mit demselben in der Pfanne ordentlich herum, bis es allenthalben wohldurchgebacken, jedoch

nicht schwarz, sondern wie gesagt schön gelb oder höchstens braungelb geworden ist, welches gar bald geschehen sein wird.

7. Wenn es hübsch gelb gebacken ist, hebt es mit dem Spiess über die Pfanne und lasst's ein bisschen abtropfen.
8. Hernach legt Ihr's heiss in den Teig, wälzt es darin ordentlich herum, befördert es alsdann zurück in die Pfanne «und lasset es darinnen widerum mit ordentlicher Herumweltzung braten biss zu seiner schönen braun-gälen farb, wie zuvor, welches eylendss wird geschehen sein».
9. Ist's so weit, sticht man's in der Pfanne mit dem eisernen Spiess an, hebt es heraus, lässt es ein bisschen abtropfen, legt's wiederum heiss in den Teig, und wälzt es abermals gehörig darin herum, bis es allenthalben ringsherum mit Teig überzogen ist. Dann hebt man es abermals zurück in die Pfanne, wälzt es darin herum bis es auf allen Seiten ordentlich braungelb gebacken ist, holt es wieder heraus wie zuvor, wälzt's im Teig, lässt's wiederum backen und so fort, bis der Teil aufgebraucht ist («biss der Teig vom Bockh aufgelecket oder consumirt worden»). Derart wird der Bock, will sagen der gebakene Teigklumpen, bei jeder Backung oder Bratung ein neues Häutlein gewinnen und wird gleich einer Zwiebel mählich anwachsen zu einer runden Kugel. Ist er nun auf die geschilderte Weise zu Ende gebacken, so
10. stellt man die Pfanne mit der Butter zur Seite und lässt den Bock auf einer Schüssel ein wenig abkühlen, aber nicht etwa kalt werden.
11. Hernach zerschneidet man ihn auf einem Teller in dünne breite Schnittlein, «welche gantz spongios oder löchericht und schwummicht aussechen, gleichsam wie ein zerschnittener Schwamm» und schichtet diese Schnittlein ordentlich übereinander in eine Schüssel.
12. Daraufhin nimmt man vier oder fünf gute Silberlöffel voll reingeläuterten Honig, lässt ihn ein wenig in einer Pfanne zer-

gehen und schüttet hernach eine gute halbe Mass alten guten roten Wein dazu (süsser welscher oder Veltliner Castiones-Wein wäre noch besser) und rührt's untereinander. Die Mischung lässt man über dem Feuer warm werden, jedoch nicht zum Sieden kommen, so heiss ungefähr, daß man sie just noch zu trinken vermöchte, und giesst alsdann diesen Honigwein sachte über die in die Schüssel geschichteten Schnittlein des Bocks hinab, sodass sie allenthalben ordentlich damit angefeuchtet werden. Sie werden, da sie schwammig sind, den Wein alsbald völlig aufsaugen, vermöchten noch mehr davon aufzunehmen, und letztlich, so man

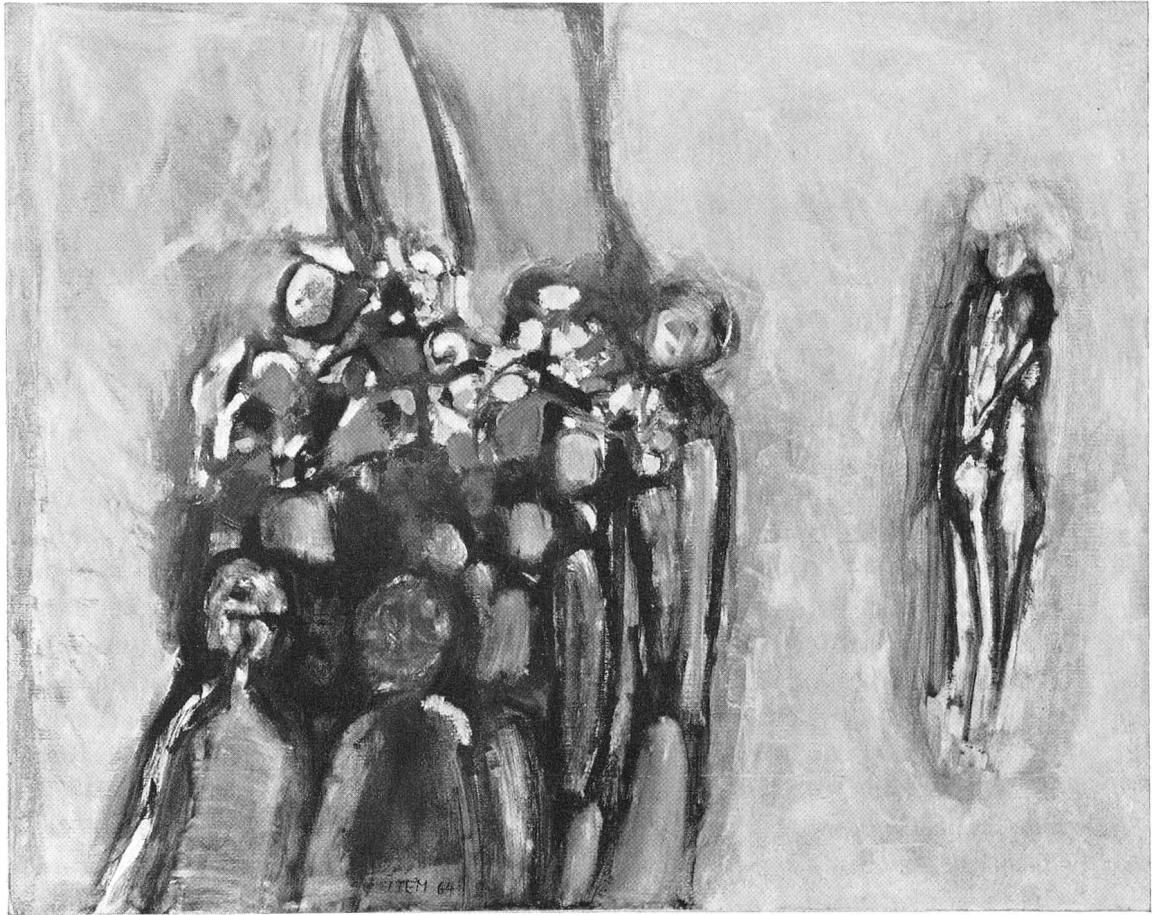
13. ein wenig gestossenen Zimt, mit geriebenem Zucker vermischt, über die angefeuchteten Schnitten hinstreute, so tät's auch nicht schaden.

«Und also ist der Bock mit seiner Haut und Haaren, mit seinen Hörnern und Klau-

wen und zugleich mit seinem ansehnlichen Bart parat und fertig und kan man ihne in solcher Positur auf den Tisch stellen... Er wird sicherlich niemanden anstincken, sondern wohl schmecken. Probatum est.» Seine Frau, die eben von Kunters gebürtig sei und folglich die Böckh schon in der Jugend zu machen gelernet habe, regaliere ihn immer einmal wieder mit einem Bock, und so jemand anstatt eines Bocks nur ein Böcklein haben wolle, so möge er eben nur die Hälfte der oben beschriebenen Mengen an Milch, Eiern, Honig und Wein dazu nehmen, so werde ein Böcklein draus werden. «Und so Jemand in der Schweiz sich belieben liess, besagter Maasen die Kunst zu erlernen, Böck und kleine Böcklein zu machen», so täte ihn das, fügt er am Schluß hinzu, sehr gaudieren. Probatum est! Das Rezept sei hier, wie gesagt, ausdrücklich zum Ausprobieren empfohlen.

Nachschrift der Redaktion: Der vorstehende Aufsatz wurde geschrieben, bevor Martin Schmid über dasselbe Thema kürzlich in der «Neuen Bündner Zeitung» einen Aufsatz veröffentlichte. Wir stehen damit vor der interessanten Tatsache, daß zwei Verfasser, ohne gegenseitig von ihrem Vorhaben zu wissen, sich fast zur gleichen Zeit des gleichen Stoffes annahmen, um diesen in gleicherweise reizvoller Art zu gestalten.

Sererhards «Einfalte Delineation» im übrigen wird demnächst im Calven-Verlag in einer Neuausgabe erscheinen. Das Werk sei allen unsern Lesern zum voraus herzlich empfohlen.



GEORGES ITEM: PAAR UND GRUPPE